

Zur Luxurierung der Historienspiele in Dinkelsbühl und Rothenburg o.d.T.

1. Einleitung

'Luxurierung' ist kein gängiger Fachbegriff der Volkskunde; im bekannten "Wörterbuch der Volkskunde" (hg. Beitl 1974) ist er ebensowenig registriert wie in den jüngeren Einführungskompendien von H. Bausinger, I. Weber-Kellermann, I. M. Greverus, G. Wiegelmann, H. Gerndt oder R. W. Brednich. Ich verdanke ihn österreichischen Kollegen und verwende ihn gern, gerade weil sein Inhalt so unscharf schillert: Aus Luxurierung hört man etwas heraus von Aufwand, Seitentrieben und Prunkentfaltung, die einfache Anfänge weit hinter sich gelassen hat, qualitativ wie quantitativ. Der Gedanke an Veränderungsstufen, an Mutationen eines ursprünglichen Sinns klingt an, oft auch das Verdrängen der unangenehmen Seiten einer historischen Wahrheit, ein Hineinleben in oberflächlicheren, simplifizierten und verschönten Schein. Luxurierendes Brauchtum ist, soziologisch gesehen, Ausdrucksform unserer so gewordenen Freizeit- und Überflußgesellschaft, die sich – kompensatorisch zur Arbeit – Ausgleichsbeschäftigung suchen, z.B. Vereinsaktivitäten. Die um 1965 in der Volkskunde geführte 'Folklorismus'-Diskussion hat dem verächtlich hinzugefügt, es gehe dabei großenteils nurmehr um Schaustellung nach außen. Ein kritischer Unterton also, der sich noch steigert durch das eventuelle Vorhandensein kommerzieller Interessen, von Geschäftsleuten, die auf Fremdenverkehr hoffen, und der Kommune insgesamt, die damit allgemein um ein außergewöhnliches 'Image' wirbt . . .

Sind das langweilige, rein akademische Ausführungen? Es mag so anmuten! Jedoch: Wer unsere fränkischen Paradestädtechen Rothenburg und Dinkelsbühl kennt, wird wissen, daß ich längst ganz konkret beim Thema bin und lediglich die Abstrak-

tion des dort anzutreffenden historischen Festspielwesens vorweggenommen habe.

2. Der Rothenburger "Meistertrunk"

Das Bühnenspiel vom Rothenburger "Meistertrunk", damit muß aus chronologischen Gründen begonnen werden, wurde 1881 uraufgeführt. Nicht daß es zuvor in der einstigen Reichsstadt kein Theater zu sehen gegeben hätte! Immer wieder seit dem 17. Jahrhundert hatten reisende Schauspielertruppen auf dem Marktplatz oder im Rathaus das Volk mit Hanswurstiaden, Komödien und anderen Lustigkeiten ergötzt (Weigel 1904, S. 222). Nun hingegen handelte es sich um ein Volksschauspiel in der ganz anderen Definition des aus eigener Kraft Geschaffenen: Verfaßt hatte das Stück wirklich ein "einfacher Mann aus dem Volke", nämlich der ortsgeborene Glasermeister Adam Hörber aus der Stolengasse. Und Volksschauspiel war es von Anfang an auch dadurch, daß Laienspieler aus allen Bevölkerungskreisen der Stadt sich in die Rollen teilten. Lediglich zur Regie hatte man vom Hoftheater Coburg einen Profi verpflichtet.

Der dargestellte Stoff dürfte bekannt sein; ein aktueller Programmzettel erzählt ihn so:

30jähriger Krieg – Ende Oktober 1631 stürmt General Tilly mit 60 000 Mann gegen die lutherische Reichsstadt an; die Verteidiger müssen bald kapitulieren. Tillys "Soldaten zogen plündernd durch die Gassen. Bürgermeister und Rat wurden zum Tode verurteilt, die Stadt sollte gebrandschatzt werden. In ihrer Seelenangst boten die Ratsherren dem ergrimmten Feldherrn den Willkommenstrunk in einem prachtvollen Humpen, der 3½ Liter faßte. Tilly tat einen tiefen Zug und

wurde durch den Wein milde gestimmt. Er gab den Ratsherrn eine letzte Hoffnung: "Wenn einer von Euch imstande ist, diesen Humpen in einem Zug zu leeren, dann soll Euch Gnade sein!" Diese Tat vollbrachte der Altbürgermeister Nusch. Er rettete damit seinen Ratskollegen das Leben und die Stadt vor der Vernichtung."

H. R. Becher (1971, S. 171) spricht in seiner einschlägigen Doktorarbeit von der "Ortsgebundenheit" und damit "Nichtverpflanzbarkeit" solcher Heimatspiele. Man sollte aber gleichermaßen ihren Zusammenhang mit allgemeineren Strömungen des Zeitgeistes betonen, den sie lediglich ortsspezifisch ausformen: Hörbers Stoffwahl wäre nicht denkbar ohne die Ära der Romantik, als die Brüder Grimm, Herder u. a. die Deutschen zur Rückschau auf ihre nationale Vergangenheit einstimmten. Die Reichsgründung 1871 hatte den Sinn für heroische Stunden geschärf't. Und: Klassische Dichtung rezipierend, z.B. Goethes "Götz" und "Egmont", Schillers "Jungfrau von Orleans" und "Wilhelm Tell", Kleists "Prinz von Homburg" und Grillparzers "König Ottokar", hatte sich im deutschen Bürgertum noch stärker die Gewohnheit eingebütt, politische Zusammenhänge und menschliche Nöte auf die Taten einzelner Helden zu reduzieren. Da lag es nahe, daß ambitionierte Heimatschriftsteller in der örtlichen Überlieferung ebenfalls nach solchen Personifikationen suchten.

Rothenburger Geschichtsbewußtsein wollte Hörber zum Ausdruck bringen. Doch stellen sich damit zwei Fragen. Die erste: Warum wählte er dazu ausgerechnet ein Szenario aus dem grausamen 30jährigen Krieg? Hat Rothenburg nicht auch andere Höhepunkte zu bieten? Man wird antworten können, daß offenbar überall in Franken – man lese Ortschroniken und schaue auf Heimatfeste ringsum – der 30jährige Krieg mit seinen schrecklichen Bevölkerungsverlusten als besonders tiefer Geschichtseinschnitt empfunden wird, als Trauma, das immer wieder neu verarbeitet werden muß. In anderem Licht erscheint die Sache indessen, wenn man sich vergegenwärtigt, was

hierbei de facto geschieht, – wie brave Kleinstädter da mit spürbarem Vergnügen quasi im Freizeitberuf als Landsknechte die Hellebarde schwingen, frisch geduscht in chemisch gereinigte Uniformen schlüpfen, Verwundete mimen und sich nach Proben bzw. Aufführung fröhlich im Wirtshaus entspannen, wie Zuschauermassen ihren Sonntagsgenuß bei einem Kriegsspiel finden und Entscheidungen über Leben oder Tod von einer Guiness-Book-verdächtigen Trinkleistung abhängig gemacht werden. Der gespielte Ernst löst nurmehr bedingt Betroffenheit aus. Die Erinnerung an den Krieg ist einem letztlich seltsamen Verharmlosungsprozeß anheimgefallen, wozu – soll man sagen leider oder gottlob? – wohl nur ein gehöriger Zeitabstand von Jahrhunderen fähig macht. Könnten wir uns vorstellen, daß man auch den Giftgaskampf in den Schützengräben vor Verdun, Auschwitzer KZ-Schicksale oder die Bombenangriffe auf Nürnberg und Rothenburg im Frühjahr 1945 zum Thema ähnlichen Nachspielens macht? Das Absurde wird oft erst im Vergleich sichtbar!

Die zweite Frage ist, ob Hörbers "Meistertrunk" eigentlich historisch wahr ist. Hörber hat eine Sage dramatisiert, die kurz vor ihm auch schon der Rothenburger Buchbindermeister Wolff zum Gegenstand einer – ebenfalls "Der Meistertrunk" betitelten – Erzählung gemacht hatte. Die ältere Volkskunde hat bis in die letzten Jahrzehnte hinein mit großem Respekt vor Sagen über den echten Quellenwert solch mündlicher Überlieferungsformen geurteilt und sie beinahe gleichrangig neben die Archivalien der Historiker gestellt. Inzwischen ist man skeptischer geworden und traut – mehrere Referate auf dem diesjährigen Deutschen Volkskundekongreß mit dem Leithema "Erinnern und Vergessen" bewiesen es – dem nicht schriftgestützten sog. "kollektiven Gedächtnis" des Volkes allenfalls eine Rückerinnerung über drei, vier Generationen zu. Und so ist es denn auch in Rothenburg. Erst 1837 taucht eine Fassung auf, die Handlung und Motive so bringt wie später Hörber. Noch 1772 schildert H. G. Schaffert in seinen Rothenburger "Denkwürdigen Sachen" das Ereignis

von 1631 recht anders als Mut- und Opferprobe:

„... eine Generalsperson habe einen großen Pokal voll Wein gefüllt und gesagt: Es sei Gift darin, wenn es jemand wolle austrinken, so solle die Stadt Pardon haben. Da dann ein Bürgermeister Nusch es gewagt und den Pokal ausgetrunken habe, hat ihm aber nichts geschadet ...“ (Weigel 1904, S. 209)

Vor der Mitte des 18. Jahrhunderts gibt es weder Belege für Frühformen dieser Sage noch überhaupt Archivalien, die irgend eine besondere Rettungstat bei der Eroberung der Stadt durch Tilly am 31. Oktober 1631 bezeugten. Das uns präsentierte Rothenburger Historienspiel beruht also überwiegend nur auf immer stärker ausschmückender, d.h. luxurierender Fabulierlust, wie wir das auch bei Legenden sehen. Die einzigen erkennbaren realen Kerne, an denen sie anknüpfen konnte, waren die Tatsache der Stadtbesetzung an sich, der Name der Ratsfamilie Nusch und allenfalls die zeitgemäße Sitte, jeden hochrangigen Gast der Stadt – und sei es der siegreiche Feind – mit einem großen "Willkomm"-Trinkpokal zu begrüßen. Einen solchen rasch zu leeren, war damals im übrigen nichts Ungewöhnliches; überliefertmaßen schaffte z.B. selbst die schöne Dame Philippine Welserin leicht zwei Liter Wein auf einen Zug (Schnelbögl 1959, S. 16).

Hörbers und seiner Stammtischfreunde im "Hirschen" ursprüngliche Absicht seit 1870 bzw. 1879 (Theaterplan) war es gewesen, "den einst so fröhlich gefeierten Kirchweihmontag dadurch wieder zu Ehren zu bringen, daß man an demselben ein Erinnerungsspiel an die vor 250 Jahren geschehene Rettung Rothenburgs aus der Hand Tillys aufführe" (Weigel 1904, S. 266; Balb 1974, S. 79). Schweres Schicksalsdrama und heitere Kirchweihstimmung fügten sich also schon den Urhebern merkwürdig widerspruchslos zusammen. Daneben erschließen wir aus dem Satz des Zeitgenossen, daß das Spiel zunächst wohl mehr dem internen Festkalender der Stadtbewölkerung zugesetzt war. Aber erst die beson-

dere Schubkraft, die von "runden" Jubiläen auszugehen pflegt und auch träge Nachbarn mitreißt, ließ die Idee dann am Pfingstmontag 1881, d.h. bezogen auf die 250. Wiederkehr des Katastrophenjahrs 1631, endgültig reifen. Man kann für ganz Franken verallgemeinern, daß in erster Linie Säkularfeiern, bei denen eine Stadt nach außen strahlen und auch Fremde faszinieren möchte, zur Entstehung historischer Festspiele und Festspieltraditionen beigetragen haben. Für die Tauberstadt formuliert ein Werbeprospekt: "Seitdem betrachten die Rothenburger die alljährliche Aufführung dieses Werkes als eine verpflichtende Aufgabe".

Vieles ist dabei über die Jahrzehnte tatsächlich gleich geblieben, – der Text, der Kaisersaal im Rathaus als Spielstätte, die Kontinuitätssichernde Organisation der Laienspielschar in einem Verein. Auch daß am Nachmittag ein großer Heerzug stattfindet vom Galgentor bis zum Anger vor dem Spitaltor, gehört bereits zu Hörbers Grundentwurf von 1881. Doch bliebe zu untersuchen, wie sich die einzelnen Abteilungen der Musketiere, Eisenreiter, Kroaten, Schweden, Schanzbauern, Bürgermädchen, Marketenderinnen usw. im Lauf der Zeit um immer weitere Gruppen vermehrt haben. Ebenso muß ich die Frage, seit wann diejenigen, die die wehrfähige Mannschaft der Stadt verkörpern, am frühen Montagmorgen zum sog. Pikett auf dem Marktplatz einberufen werden, um vor dem Rat den Fahneneid zu schwören, hier offen lassen. Stadtpfeifer-Musik zum Wecken und Serenaden in historischen Kostümen am Abend kamen dazu. Und ganzjährig löst seit 1910 die alte Kunstuhr am Giebel der Ratstrinkstube ein mechanisches Werk aus, das stündlich den trinkfesten Bürgermeister Nusch in Aktion zeigt. Auf jeden Fall deuten sich damit auch stetige Entfaltungs- und Ergänzungstendenzen im Spielgefüge an, also wieder eine Art von Luxurierung, die am augenfälligsten wird, wenn man darauf achtet, wie sich die jährliche Zahl von "Meistertrunk"-Aufführungen allmählich häufte: Neben den Traditionstermin allein am Pfingstmontag sind inzwischen, Stand 1985, vier Wiederholungen

getreten bis hinein in den September. Das leicht durchschaubare Ziel, damit den Fremdenverkehr zu heben und zu strecken, wurde schon um die Jahrhundertwende nicht verschwiegen (Weigel 1904, S. 266). Jetzt kennt der geschäftstüchtige Zugriff auf das "Meistertrunk"-Thema längst keine Grenzen mehr: Bürgermeister Nusch auf Postkarten, Keramikkacheln, Schlüsselanhängern, Nachbildungen des sagenhaften Weinkrugs, Szenenfotos, Programmhefte, Nachdrucke früherer Plakate sind allgegenwärtig in der Stadt. Das Spiel ist zur Wohlstandsquelle und schlechthin zum Markenzeichen Rothenburgs geworden.

3. Der "Historische Schäfertanz" auf dem Rothenburger Marktplatz

Nicht ganz so bekannt wurde ein zweites Historienspiel, das Rothenburg besitzt, sein "Schäfertanz". Voran ein Ratsherr, dahinter ein geschnückter Hammel und eine Gans, ziehen paarweise 16 Schäferinnen und Schäfer, die Schippe geschultert, in das Karrée hölzerner Tribünen am Marktplatz ein; zu Musik führen sie dort Figurentänze vor.

Es ist nicht ohne Reiz, auch hier die Genese solchen Tuns zu verfolgen und über Echtheit nachzudenken, sagte doch noch 1971 ein Festausschußmitglied schlicht: "Wenn der Schäfertanz vor den Patrizierhäusern des Marktplatzes auftritt, . . . entsteht ganz unwillkürlich das echte, unverwaschene Bild mittelalterlichen Lebens" (zit. Balb 1974, S. 85). Haltbar ist das nicht. Die Tänzer sind keineswegs Schäfer von Beruf, sondern lediglich freizeitmäßig in der sog. Schäfertanz-Gilde engagiert. Ihre Tracht ist biedermeierlich, die Choreographie der Reigen frei erfunden. Was sie darbieten, ist ein Konstrukt auf äußerst schwachen historischen Füßen.

Richtig ist, daß die zahlreichen Schäfer der Rothenburger Gegend sich, vielleicht schon im 14. Jahrhundert, zu einer religiösen Bruderschaft zusammengeschlossen hatten und sich einmal im Jahr, erstmals nachweislich 1516, nach Bartholomäi (24. 8.) in der Reichsstadt zum Schäfertag versammelten.

Hauptsache war dabei ein zeremonieller Kirchgang zur Wolfgangskapelle, die ja auch dem Schäferpatron St. Wendelin geweiht ist. Wofür die Schäfer außerdem das Privileg bekommen hatten, tags darauf noch einen Ehrentanz – in unserer heutigen Sprache mehr ein Umzug – durch die Gassen zu veranstalten, ist aus einigen Sagenfragmenten z.T. antisemitischen Inhalts nicht mehr genau zu erhellen. Zu diesem Umzug gehörten das sog. Gänseführen – dem armen Tier wurde nach dreimaliger Umrundung des Herterichsbrunnens der Kopf abgeschlagen – und das Vergnügen, sich einschleichende berufs fremde Mitläufer in den Brunnentrog zu tauchen. Auch wurde reich gegessen und getrunken. – Mit dem Schäfertag 1776 brach diese Tradition jäh ab; vielleicht ist die bekannte Brauchfeindlichkeit der Obrigkeit im Zeitalter der Aufklärung dafür verantwortlich zu machen (Hornberger 1955).

Die Idee, den versunkenen Brauch nach fast anderthalb Jahrhunderten wiederzuerwecken, entstand 1910, wie seinerzeit 1870 ff. das "Meistertrunk"-Projekt, an einem Honoratiorenstammtisch, diesmal im "Goldenen Lamm". Nicht zufällig gerade hier, denn das "Goldene Lamm" ließ nicht nur durch seinen Namen an die Schäferei denken, sondern war tatsächlich ehemals Herberge der Schäfer bei ihren Rothenburger Jahrestreffen gewesen. Vielleicht sollte man darüber hinaus fragen, ob auch eine jener häufigen Wirtschaftsfehden – hie "Lamm", dort "Hirsch" – mit Anstoß war, in Rothenburg ein zweites Historienspiel zu schaffen. Die oben beschriebene moderne Einrichtung des Schäfertanzes, die man historisch gesehen kaum authentisch nennen kann, und die Gründung der Schäfertanz-Gilde gehen vor allem auf Theodor Schletterer zurück, der sich ausdrücklich dazu bekannte, "daß eine historische Sache, wenn sie neu ins Leben gerufen wird und ihren Zweck nicht verfehlen soll, stets fürs Auge ausgestattet werden muß" (Balb 1974, S. 81/83). Zusätzliche Pikanterie bekommt dieses Nostalgieunternehmen, wenn man sich

klarmacht, daß es bedenkenlos über alte soziale Schranken hinwegschritt: Jahrhundertelang hatte die Schäferei als sog. "unehrliches" Gewerbe gegolten; dem Schäfer wurden Gemeinderechte und z. B. die Einheirat in andere Gesellschaftskreise verweigert, was zu starker endogamer Verzippung, d. h. weit verzweigten "Schäferdynastien" führte; das Herumstehen auf den Weiden ließ ihn faul erscheinen, und auch seine Kenntnis von allerlei Heilkräutlein und Zaubermittern brachte ihn in Verzug. All das war vergessen, als sich nun 1911 ff. Rothenburger Stadtbürger, die sich einst kaum mit einem Schäfer näher eingelassen hätten, zum fröhlichen Schäfertanz zu verkleiden begannen. Die Absonderlichkeit, sich in der Schäferpose zu gefallen, hatte in der Kulturgeschichte allerdings auch schon ältere Vorbilder. Zu erinnern wäre an Vergils *Bukolika*, an die beliebten Schäferspiele des Barock, wofür etwa der Pegnesische Blumenorden in Nürnberg ein nahes Beispiel liefert, und auch an die biblische Metapher von Jesus als dem guten Hirten.

Wie beim "Meistertrunk" setzte auch beim "Schäfertanz" bald weiterer folkloristischer Ausbau ein: Einsichtsvoll hatte man die Erstaufführung zunächst nur im Rahmen eines Faschingsballs gewagt. Doch erfolgte noch im selben Jahr 1911 die Aufwertung zum allgemein anerkannten stadtgeschichtlichen Brauch, indem man dem Schäfertanz auch beim großen Festtermin zu Pfingsten Platz gab. Seither haben Fremdenverkehrsinteressen zu immer mehr Auftritten pro Jahr verleitet; 1985 war der Schäfertanz nicht weniger als fünf Mal in der Stadt zu sehen. Außerdem wird er als Symbol Alt-Rothenburgs auf Gastspielreisen sogar ins In- und Ausland exportiert. Jüngste Zutat ist das 1986 eröffnete "Schäfertanz-Kabinett" im Turm der St. Wolfgangskirche, das in musealer Weise einerseits die eigene, inzwischen 78jährige Vereinsgeschichte darstellen, vor allem aber die Fiktion einer kontinuierlichen Herleitung aus alten Schäfertraditionen verdichten will und darüber hinaus natürlich ein weiterer Anziehungspunkt für Touristen sein soll.

4. Brauchmultiplikation durch Rothenburgs Tourismus-Manager

Historienspiel und Tourismus sind in Rothenburg (und wohl auch anderwärts) nicht zu trennen. Kann man vom "Meistertrunk", vom "Schäfertanz" und den 1921 ebenfalls von Theodor Schletterer als Laientheater begründeten "Hans-Sachs-Spielen" aber noch sagen, daß sie aus mehrschichtigen Motiven geboren und erst später voll in den Sog des Wirtschaftssektors Fremdenverkehr gerieten, so gilt das für eine jüngste Gruppe von Brauchveranstaltungen nicht mehr. Sie entstanden, weil Gastronomie und Souvenirhandel ihrer bedurften, um dem Ziel einer ökonomisch rentierlichen Saisonverlängerung näherzukommen; es sind reine Schöpfungen vom Reißbrett der Tourismus-Manager. Um den Einklang mit dem mittelalterlichen Bauensemble zu wahren, pflegt man dabei natürlich auch weiterhin das historische Profil: Zu Beginn der Ferienreisezeit Anfang Juli bündelt seit 1975 ein "Festliches Sommer-Wochenende" ein zweites Mal wie zu Pfingsten die Dreiheit Hans-Sachs-Schwänke, Meistertrunk und Schäfertanz. Bei den erstmals 1974 durchgeführten "Reichsstadt-Festtagen" im September, die vorgeblich an den 1274 verliehenen Freiheitsbrief erinnern wollen, kommen außerdem Fackelzug und Feuerwerk und vor allem, dezentralisiert an verschiedenen Plätzen der Stadt, Episoden aus sieben Jahrhunderten dazu, – Schnapschüsse aus dem Leben von anno dazumal wie Edeldamen 1274, Zimmermannsarbeit um 1900, Trachten der Rothenburger Landwehr, Münzprägen, Wanderdoktor, Zuckerbäckerei 1890 oder Schützenfest 1374. Ähnliche Schaustellungen einstiger Berufsbilder charakterisieren heute nahezu überall den Typus neuer Stadtfeste! Das Ende dieser systematischen Jahreslaufkette bildet seit 1973 das "Wintermärchen" mit Weihnachtsbuden am Grünen Markt und im Rathaushof, das dem längst verrummelten Nürnberger Christkindlesmarkt seine größere Intimität entgegensemmt kann.

Rechtfertigt diese durchgestylte Retorten-Festsituation noch den Begriff "Brauch"? Solange Rothenburgs Einwohner selbst nicht müde werden, ihre Freizeit in den Dienst dieser alljährlichen Termine zu stellen und im gemeinsamen Kostümspiel Sozialisation zu erfahren, wird man das wohl zu bejahren haben.

5. Exkurs zur Fremdenverkehrs-entwicklung Rothenburgs und Dinkelsbühls

Wo Brauchpflege so sehr unter dem Diktat des Fremdenverkehrs steht, sollte man wenigstens kurz auch dessen Entwicklung streifen. – Für Rothenburg wie für Dinkelsbühl gilt, daß sie wohl nur deshalb vom Tourismus entdeckt wurden, weil die Industrialisierung des 19. Jahrhunderts sie vergessen und den Dornröschenschlaf ihrer mittelalterlichen Mauern ungestört gelassen hatte. Als erste Fremde fanden Maler (Richter, Spitzweg) und Poeten (Mörike, Raabe, Heyse) um 1850 das "romantische" Rothenburg auf. Durch Schriften des Volkskundlers Riehl (1865) und des Kunsthistorikers Dehio (1874) wurde das Städtchen dann auch in Bürgerkreisen populär, und schon um die Jahrhundertwende kann man in den Maßstäben der Zeit von gewissem Massentourismus sprechen. Die Attraktivität des Spiels vom "Meistertrunk" wirkte nachhaltig. Die Gründung des Vereins "Alt-Rothenburg" 1898 war bereits die Antwort auf erste Auswüchse touristischer Vermarktung und angeblich fortschrittlicher Verschönerung. Seinen "Ratschlägen zur sach- und stilgemäßen Behandlung der alten Häuser Rothenburgs bei Umbauten und Renovationen . . ." (1899) ist es mit zu verdanken, daß seit 1902 Rothenburg eine strenge Bauordnung besitzt, die sogar Farbanstriche regelt. Mit Errichtung eines Verkehrsvereins 1921 verstärkte sich der Gästestrom. Sorgen um die architektonische Reinerhaltung der Stadt und eine drohende Verkitschung wurden daher auch in den 30er Jahren laut und sind seither, zumal in Kreisen des Vereins "Alt-

Rothenburg", nie mehr verstummt. – Wenig Statistik nur: Bereits 1910 kam man auf 22400 Übernachtungen und etwa 50000 Tagesbesucher; bis 1980 hatten sich diese Zahlen verzehn- bzw. verzwanzigfacht!

Dinkelsbühl war der Nachzügler: Erst ab den 1890er Jahren regte sich Spürbares, als öfter mal Touristen von Rothenburg her einen Absteher machten. Nach der Jahrhundertwende kamen ebenfalls Berliner und Münchner Maler zu längeren Aufenthalten. Einen weiteren Impuls brachte die 1000-Jahr-Feier 1925, obwohl sie letztlich auf einem Quellenirrtum beruhte. Insgesamt blieb Dinkelsbühls Fremdenverkehrsbilanz stets weit hinter Rothenburg zurück. Von professionellem Tourismus-Management kann hier erst seit etwa 1970 die Rede sein.

6. Das Spiel von der Belagerung Dinkelsbühls durch die Schweden

Wenn wir nun mit unserem eigentlichen Thema nach Dinkelsbühl herüberwechseln, zeigt sich rasch dasselbe: Nicht nur Dinkelsbühl's allgemeine Fremdenverkehrsgeschichte ist Beispiel für zeitverzögerte Innovationen. Auch seine Festkultur enthält Elemente, die deutlich Rothenburger Einfluß verraten. 1896 ging bezeichnenderweise an den Münchner Hofrat Ludwig Stark, der damals die Proben zum Rothenburger "Meistertrunk" leitete, der Auftrag, den Dinkelsbühlern ein ähnliches historisches Volksschauspiel auf den Leib zu schreiben (Doederlein 1973, S. 7). Daß die 1897 uraufgeführte "Kinderzeche" samt anschließender Stadtübergabe gleichfalls die Not des 30jährigen Kriegs auf die Bühne bringt, ist also weder Zufall noch Beweis für die besondere Vormacht ebendieses Memorats an beiden Orten. Die Kinderlore, der es gelingt, das Herz des Schwedenobersts zu erweichen und damit die Zerstörung Dinkelsbühls zu verhindern, ist im Prinzip identisch mit der Gestalt des Bürgermeisters Nusch. Es ist die Dinkelsbühl-Lokalvariante weit verbreiteter Stadtretungssagen, die aber hier erst um die Mitte

des 19. Jahrhunderts ihre heutige Form erhielt. Historisch gesichert ist allein, daß das protestantisch-katholisch durchmischte Reichsstädtchen an der Wörnitz 1632 von den Schweden unter Oberst Sperreuth belagert und erobert worden ist. Eine erste dramatische Fassung des Kinderlore-Sagenstoffs, die man Stark zugänglich mache, hatte kurz zuvor ein Unterampfracher Pfarrer geliefert (Gabler 1973/74, S. 116).

Mit seinem Versuch, das so erfolgreiche und werbewirksame Rothenburger Historienspiel vom "Meistertrunk" zu imitieren, steht Dinkelsbühl nicht allein da. Auch "Wallenstein in Altdorf" (1894), "Die Schutzfrau von Münnerstadt" (1927) und manch anderes Stücklein aus dem 30jährigen Krieg, desgleichen ferner die "Landshuter Fürstenhochzeit" entstanden mit erklärtem Blick auf Rothenburg. Man kann auch diesen Verzweigungsvorgang ein Luxurieren nennen. Dinkelsbühl ist dem Vorantritt Rothenburgs übrigens noch ein zweites Mal gefolgt: Seit 1982 existiert hier ebenfalls im September ein zusätzliches Stadtfest, das Bürger und Bürgerinnen in nachgeschneiderten historischen Kleidern als Korbflechter, Bader, Besenbinder, Viehhändler, Gaukler und Moritatensänger "aus alter Zeit" präsentiert.

Es gibt freilich auch Unterschiede zwischen dem "Meistertrunk" und dem Dinkelsbühler Schwedenspiel. Nur dessen erster Teil, der Disput der Ratsherren, findet im Schrannensaal statt; die eigentlich anrührende Begegnung zwischen dem von der Lore angeführten Kinderzug und den hereinbrechenden Schweden vollzieht sich unter freiem Himmel am Wörnitztor, was dem Ganzen von jeher eine größere Öffentlichkeit verlieh. Und: neben erwachsenen, vornehmlich männlichen Laiendarstellern bezieht dieses Spiel auch die Kleinste der Stadt mit ein, ist also soziologisch viel umfassender angelegt.

Mit Rothenburg wiederum gleich ist, daß beide Spiele keine selbständigen neuen Festtermine kreieren, sondern lediglich bereits vorhandene Brauchtage weiter auszuschmücken sollten, – dort die Kirchweih, hier die sog. Kinderzechwoche. Die etwas unverständliche Tatsache, daß die von

Stark dramatisierte Kriegsepisode im Titel "Die Kinderzeche" heißt, hat wohl mit dieser Anbindung zu tun.

7. Die "Kinderzeche" zwischen Schülerbrauch und Heimatfest

Mit dem Geschehen der Dinkelsbühler Kinderzechwoche treffen wir nun aber auf ein Fest, das alle Rothenburger Geschichtsspektakula an Alter und Originalität weit überragt. Die Wurzel der "Kinderzeche" ist in einem allgemeinen mittelalterlich-frühneuzeitlichen Schulbrauch zu suchen, der sonst – z.B. bis heute in Oberfranken (Pegnitz, Creußen, Thurnau, Kulmbach, Coburg) – geläufiger ist unter dem Namen "Gregoriustag". Unter den christlichen Heiligen ist St. Gregorius Patron für Schüler und Lehrer, Musiker und Sänger, Studenten und Professoren. Durchs ganze Mittelalter wurden Kinder daher am Gregoritag eingeschult, d.h. um den 12. März. An diesen Einschulungstermin schlossen sich bald auch die vom Nikolaustag herübergezogene Wahl des "Kinderbischofs" und spätestens seit dem 16. Jahrhundert außerdem die Heischeumzüge an, das sog. Gregorisagen, wofür Schüler und Lehrer Geschenke oder auf Ratskosten ein Festmahl spendiert erhielten. So sind denn auch die frühesten Notizen über die damit nun begrifflich verständliche Dinkelsbühler "Kinderzeche" Rechnungseinträge:

1635 heißt es im kath. Kirchenpflegerbuch "Herrn Magister und Cantori, als die Kinder gezecht, altem Herkommen nach 4 fl." (Doederlein 1973, S. 5).

1660 wurden "Dem Wirt zu Seideldorf, so die Präzeptores bei der Kinderzeche verzehret, 1.35 fl." gegeben (ebd.).

Beteiligte waren demnach, was aus den Standesbezeichnungen Magister, Cantor, Präzeptor hervorgeht, in erster Linie die Lateinschüler. –

Die Gewohnheit, am Gregoritag einen Ausflug zu machen, läßt sich außerdem noch vom sog. Virgatum-Gehen ableiten, bei dem die Schüler in den Wald geführt wurden, um selbst die Ruten zu schneiden,

mit denen der Lehrer sie nötigenfalls züchtigen würde, – ein ritualisierter Drohgestus. Deshalb heißen in Schwaben ähnliche Feste bis heute Ruten- oder Stabefest (Landsberg, Nördlingen, Ravensburg). – In der Neuzeit verschoben sich die Gregori-feste dann immer mehr in den Juni/Juli hinein, was ja auch für unseren Dinkelsbühler Fall zutrifft, weil a) die Einschulungstermine territorienabhängig zu schwanken begannen, b) heiterer Gregoriusstag und ernste Karwoche nicht zusammenpaßten und c) für ein Freiluftvergnügen der Sommer halt nun mal die bessere Jahreszeit ist. Nichts geändert hat sich an den Grundelementen Umzug und Belohnung der Kinder, z.B. mit Bratwürsten, Brezen oder – das Spezifikum Dinkelsbühls – Spitztüten voll Süßigkeiten, die sog. Gucken, die ihnen Angehörige und Freunde vom Wegrand her zustekken.

Das Ungewöhnliche an der Dinkelsbühler Kinderzeche ist, in welch extremer Weise hier ein zunächst nur gruppenspezifischer Schülerbrauch im 19./20. Jahrhundert zum Heimatfest aller Dinkelsbühler und zugleich zur Attraktion für Auswärtige ausgebaut und dabei auch mit allerlei zeitbedingt wechselnden Interpretationen behängt wurde. – Ab etwa 1780 begann man den Knabenzug militärisch zu deuten, sprach vom Knabenbataillon, das fortan Landwehruniformen trug und, 19 Mann hoch, von einer "türkischen Musik" angeführt wurde; das meinte im Jargon der Zeit Militärblasmusik und ist der erste Beleg für die Existenz der famosen Dinkelsbühler Knabenkapelle. 1848 wurden neue Uniformen angeschafft, schwedische im Stil des 30jährigen Kriegs, womit die Knabensoldaten zu Figurinen der Geschichte und gleichsam zu Zeitzeugen jener patriotischen Stadttrettungssage wurden, die nun in der Heimatgeschichtsbetrachtung Dinkelsbühls immer größere Bedeutung gewann. Die Kinderzeche als alljährlich wiederholtes Dank- und Freudenfest für den glücklichen Ausgang des 30jährigen Krieges, – so sahen es der bekannte, aus Dinkelsbühl stammende Jugendschriftsteller Christoph v. Schmid (1768–1854) und auch der fromme, 1848 von Pfarrer Zangmeister

verfaßte Spruch des Kleinen Obristen, der bis heute dazugehört (Schlagbauer 1951, S. 12/15). 1887 ging das schwedische Flair auf Starks Festspiel über, sodaß das Knabenbataillon nochmals für eine neue Rolle frei wurde: In Rokoko-Uniformen soll es seither Symbol sein für die letzten Jahrzehnte, da Dinkelsbühl souveräne Reichsstadt war, – ein bißchen Nostalgiestimmung contra kgl.-bayerische Einverleibungspolitik, wie sie eigentlich erst damals überall in Franken aufzukeimen begann (Wirth 1987).

Im äußeren Rahmen der Kinderzeche fällt auf, daß es spätestens um 1800 auch bereits Vergnügungsmöglichkeiten für die Erwachsenen gab. Ort dafür war und ist der Schießwasen, wo 1826 allein 17 "Bier- und Weinhütten" gezählt wurden und bis heute ein konventionelles Rummelplatzensemble mit Karussells und Losbuden die Kinderzeche zu begleiten pflegt. Fremde, die zuschauen und mitmachen wollten, sind seit 1807 bezeugt. Die Genehmigung des Schießwasen-Jahrmarkts (ab 1818) und Inserate in Tageszeitungen (so z.B. im "Korrespondent von und für Deutschland" v. 30. 6. 1867), mit denen der Bürgermeister "das auswärtige Publikum . . . zum zahlreichen Besuch der Kinderzechemesse" einlud, obwohl doch vor 1876 keine Eisenbahn das Städtchen erreichte, zeigen, daß die Stadtväter durchaus früh den kommerziellen Nutzen von Brauchtum zu schätzen wußten. Vom nächsten Ausbauschritt neben den Uniformmodifikationen, der Begründung des Festspiels im Jahr 1897, war bereits die Rede. Ihm gliedert sich außerdem das "Lagerleben der Schweden" auf den Wörnitzwiesen an mit Zelten und Reitübungen. Vom großen Stadtjubiläum 1925 sind den mittelalterlichen Männerbünden nachempfundene Schwerttänze und Zunftreigenten dauerhaft im Programm verblieben, das sich somit immer stärker anfüllte, in den letzten Jahren noch durch Freilichttheater am Wehrgang, Diashows und weitere historisierende Tänze. Vor allem aber wurde der Umzug des Knabenbataillons durch Anreihung all dieser und anderer Kostümgruppen immer länger.

Natürlich gehört zu diesem Luxurieren auch, daß man die Sache zeitlich streckte, auf daß möglichst viele Gäste kommen können. Noch 1950 genügten Sonntag – Montag – Dienstag. Heute sind es elf Tage, was bedeutet, daß das Festspiel siebenmal, der Umzug viermal wiederholt werden müssen, – durchaus eine Strapaze für die Akteure! Dem Ansinnen aus Tourismuskreisen, à la Rothenburg jenseits dieser Woche auch noch zu anderen Terminen Kinderzeche zu spielen, haben sich die Verantwortlichen bisher versperrt. Für die Dinkelsbühler selbst sind der schulfreie Montag und Dienstag die traditionellen Haupttage; da seien sie mehr unter sich.

Was aber heißt das "unter sich sein"? Wie fast jeder Brauch ist auch die "Kinderzeche" ein interessanter Spiegel der inneren sozialen Verhältnisse. Im 18. Jahrhundert zerfiel die Kinderzeche, wie Christoph v. Schmid erzählt (Schlagbauer 1951, S. 12), in Konfessionen: Die katholische Minderheit feierte das Fest in Kirche, Schule und zu Hause mit einer reichlicheren Mahlzeit; der öffentliche Heischezug war nur den evangelischen Kindern vorbehalten. Der Obrist zu Pferd durfte sein, wer in der Lateinschule der Beste war. Heute wird darüber nach anderen Kriterien entschieden: Nur wer zu den führenden Familien der Stadt gehört und genügend Geld hat, das ganze Knabenbataillon mit an die hundert Mann, was Pflicht ist, nachträglich zu einem großen Festmahl zu bewirten, hat Chancen, sein Söhnlein einmal in eine der Ehrenrollen als blonder Bub an der Hand der Kinderlore, als Hauptmann oder gar als Obrist zu hieven. Auch größere Sprechpartien gelten als Erbhof. Statist kann ansonsten jeder werden: im Vorschulalter bei der Kinderlore, ab der dritten Klasse bei den Stadtsoldaten und im Umzug, als Erwachsener im Schwedentroß, – solange noch Kostüme im städtischen Fundus sind. Die Nachfrage ist eher größer; rund 6000 Einwohner zählt Dinkelsbühl, gut 1000 wirken bei der Kinderzeche mit, – ein immenser Partizipationsgrad. Inzwischen aufgegeben wurde das strenge Prinzip, daß nur gebürtige Dinkelsbühler mitmachen dürfen; tatsächlich

sind heute auch Leute aus den eingemeindeten Vororten und von weiterher dabei, – ein Weg sozialer Integration. Darüber hinaus ist diese Juliwoche Hoch-Zeit für Verwandtenbesuche in Dinkelsbühl; viele, die in früheren Jahrzehnten das stagnierende westmittelfränkische Landfluchtgebiet in Richtung Großstadt verließen, kehren wenigstens jährlich einmal zur Kinderzeche nach Hause zurück, – das Brauchspiel als Bindemittel zur angestammten Heimat!

Möchten die Dinkelsbühler wirklich ihre "Kinderzeche" möglichst für sich behalten, wie manche behaupten, nicht zuletzt um Dinkelsbühl gegen ein skrupelloseres Rothenburg abzugrenzen? Viele Beobachtungen machen da skeptisch: In zahllosen Schaufenstern werden Soldatenrequisiten – Degen, Rokokoperücken, Dreispitz, Eisenhauben, Hellebarden, ganze Uniformen – zur Kundenwerbung prostituiert. Wer will, kann sich zu allen Jahreszeiten gegen Geld eine "Marketenderin", "Bläserbuben" usw. mieten oder, etwa für eine Busreisegruppe, die Toröffnung erkaufen. Und die Knabengruppe reist als Botschafter Dinkelsbühls um die ganze Welt. – Nein, auch dieses redliche Dinkelsbühl spielt nur Historie und ist ansonsten ein echtes Stück Gegenwart!

8. Schlußbemerkungen

Für ganz Franken hat die fleißige Dissertation H.-R. Bechers (1972) insgesamt 275 historische Volksschauspiele nachgewiesen. Manche waren Eintagsfliegen, andere hatten und haben eine längere Aufführungstradition. Neue sind inzwischen noch dazugekommen, so z.B. erst 1989 zum Stadtjubiläum Veldens/Pegn. Es ist ein sehr lebendiger Kosmos, – offen für vielerlei monographische oder vergleichende Untersuchungen. Bei meiner Betrachtung der Historienspiele in Rothenburg und Dinkelsbühl habe ich die kritische Analyse von Wurzeln, Wahrheit und Wandlungen bevorzugt. Leander Petzoldt (1977, S. 399) zeigt mit einem Zitat des Philosophen Joseph Pieper, daß man auch anders sehen kann: Jedwede Art von Fest, so sagt Pieper,

"lebt aus der Bejahung", bedeutet "Zustimmung zur Welt". Wichtig ist die seelische Regeneration aus dem gemeinsamen Erlebnis, wofür das historische Moment oft nur die Rolle eines Katalysators hat.

9. Literatur

BALB, Dieter:

Die drei historischen Vereinigungen. – In: Reichsstadtjubiläum Rothenburg ob der Tauber 1274 – 1974. – Rothenburg 1974, S. 75 – 85.

BECHER, Hans-Rudolf:

Historische Volksschauspiele in Franken. – Kulmbach ca. 1972.

DOEDERLEIN, Fritz:

"Die Kinderzeche". Das Dinkelsbühler Heimatfest. – Dinkelsbühl 1973.

GABLER, August:

Dinkelsbühl um die Jahrhundertwende. – In: Jb. d. Hist. Ver. für Mittelfranken Bd. 87. 1973/74. S. 114 – 129.

HELLER, Hartmut:

Stadtentwicklung und Planung in geschichtlich profilierten Fremdenverkehrsorten. Dinkelsbühl und Rothenburg ob der Tauber. – In:

H. Hopfinger (Hg.), Franken-Planung für eine bessere Zukunft? – Nürnberg 1986. S. 233 – 255.

HORNBERGER, Theodor:
Der Schäfer. – Stuttgart 1955.

PETZOLDT, Leander:

Tradition und Geschichte. Gedanken zum Volks- und Heimatfest in der Gegenwart. – In: Zs. Schönere Heimat Bd. 66, 1977. S. 399 – 403.

PETZOLDT, Leander:

Volkstümliche Feste. – München 1983.

SCHLAGBAUER, Albert:

Die Kinderzeche in Dinkelsbühl. – Rund um den Hesselberg. Heimatbogen für Schule und Haus 1. Jg., Nr. 2. Dinkelsbühl 1951.

SCHNELBÖGL, Fritz:

Historische Einleitung. – In: A. Ress, Stadt Rothenburg o. d.T. (= Die Kunstdenkmäler von Mittelfranken Bd. 8). München 1959. S. 1 – 72.

WEIGEL, M.:

Rothenburger Chronik. – Rothenburg 1904.

WIRTH, Eugen:

Franken gegen Bayern – ein nur vom Bildungsbürgertum geschrägter Konflikt? – In: Berichte zur dt. Landeskunde Bd. 61. 1987. S. 271 – 297.